

Der Unsterbliche ist tot

B. B. King, der von sich wie anderen als König des Blues gefeiert wurde, bediente die Regeln des Showbusiness. Nun starb er im Alter von 89 Jahren. **Von Bänz Friedli**

B-B.-King-Jeansjacken werden feilgeboten, B.-B.-King-Aschenbecher, -Biergläser und -Uhren, und wer will, kann sich in «B. B. King's Blues Club» an der Gabelung von Beale Street und zweiter Strasse in Memphis, Tennessee, für 4199 Dollar sogar eine original Gibson-Gitarre kaufen, Modell «B. B. King's Lucille».

Nur der Besitzer des Klubs war fast nie zu sehen, weder hier in Memphis noch in einem seiner anderen sieben Musikrestaurants: B. B. King selber, der König des Blues. Denn der tourte um die Welt, unermüdlich und unablässig, ehe er, bereits 89-jährig, nach einem Auftritt in Chicago am 3. Oktober letzten Jahres Forfait geben musste: Bluthochdruck, der Zucker, das Alter. Nun ist der längst Unsterbliche gestorben, und man erinnert sich an Riley B. King, den «Beale Street Blues Boy», als gewieften Geschäftsmann. Denn kein anderer hat sich und den Blues so vermarktet wie er. Aber wollten wir es dem Musiker verargen, dass er die Regeln des Showbusiness und den Mainstream bediente wie kaum ein anderer Afroamerikaner?

Früh schon mimte King fürs weisse Publikum den schwarzen Clown und schrammte mit seinem Grinsen nur knapp an «Blackface Minstrelsy» vorbei, einer Form des Varietés, in der schwarz bemalte weisse Schauspieler an der Wende zum 20. Jahrhundert die Schwarzen karikiert hatten. Zuweilen gerieten seine Konzerte - gerade in Montreux, wo er Stammgast war - zu einer Mischung aus Selbstparodie und -beweihräucherung. Wer sich aber frühe Aufnahmen anhört wie «Live at the Regal» von 1964, erkennt, weshalb B. B. King Gitarristen von Jimi Hendrix bis Jack White beeinflusst hat. Im Chicagoer «Regal Theatre» war er schon ein Causeur und Conférencier, noch waren sein Timing und seine Kunst der Andeutung umwerfend, ob in Klassikern wie «Everyday I Have the Blues» oder Eigenkompositionen wie «Woke Up This Mornin'». Ob er sang oder Gitarre spielte (was bei ihm stets ineinander überging), King liess sein Bestes aufblitzen: das Antönen, die Weglassung, die Reduktion. In späten Lebensjahrzehnten liess er zu viel weg und tönnte zu vieles nur noch an.

Er nannte seine Gitarren «Lucille»

Seine Diskografie umfasst den wahren Blues genauso wie dessen Perversion. Binnen Monaten konnte er ein Album von seichter Gefälligkeit einspielen und eines von schierem Genie: 1997 duettierte er auf «Deuces Wild» mit bleichen Nachahmern vom Schlage eines Mick Hucknall, kurz darauf zog er sich mit seiner Live-Band nach Louisiana zurück und nahm in vier Tagen «Blues on the Bayou» auf, das nichts Gelecktes hat und Southern Blues von grosser Lässigkeit bietet. «Deuces Wild» verkaufte sich millionenfach, derweil «Blues on the Bayou» floppte. Die



Mimte fürs weisse Publikum den Clown: B. B. King im Weissen Haus. (13. Dezember 2001)

Produktiver King

7

Musikrestaurants werden unter B. B. Kings Namen in den USA betrieben.

50

Enkel von elf Kindern soll B. B. King gehabt haben - und das sind nur die offiziellen. Er war zweimal verheiratet.

43

Studioalben brachte B. B. King unter seinem Namen heraus, dazu 16 Live-Mitschnitte, 138 Singles und viele Best-of-Sammlungen.

Rezeption mag mit ein Grund sein, weshalb B. B. King den guten Onkel Tom für alle gab und von D'Angelo bis Zucchero mit jedem spielte, der darum bat. Er konnte schlecht Nein sagen. Und er lechzte - bezeichnend für einen Schwarzen seiner Generation - nach Anerkennung. King war über 40, als die Afroamerikaner gleiche Rechte erhielten. Dennoch behielt er seine politische Haltung für sich, machte nie auf «Black Power» - ausser darin, dass er sich Abend für Abend als «King of the Blues» feiern liess und damit das stolze Posieren der Hip-Hopper vorwegnahm.

Doch was wäre, wenn er seinen Namen nicht zur Marke gemacht hätte? Er wäre einer der grössten Bluesgitarristen neben Buddy Guy, Albert Collins und Albert King geblieben, heute vermutlich nur noch einem Fachpublikum bekannt. Stattdessen liess er keine Audienz aus, weder bei der TV-Talkerin Oprah Winfrey noch beim Papst, und jeden beschenkte er mit einer «Lucille». All seine Instrumente hiessen so, seit er eine geliebte Gitarre 1949 aus einem brennenden Klub in Arkansas gerettet hatte. In Flammen geraten war das Lokal, weil zwei Männer sich um eine Frau namens Lucille gestritten und ein Fass voller Kerosin umgekippt hatten. Und wenn es auf einen zutraf, dann auf ihn: B. B. King pflegte ein erotisches Verhältnis zur Gitarre. Wie er sie liebte, neckte, streichelte und unter seinen Händen seuffen liess - kein Zweifel: Er trieb es mit ihr.

300 Shows pro Jahr

King konnte, wenn er wollte. Bezeichnend für seine wahre Könnerschaft ist der Song «When Love Comes to Town», den er 1988 mit U2 für deren Konzertfilm «Rattle and Hum» einspielte. Es ist bei weitem das dynamischste, Schwärzeste, was die Band aus Dublin je aufnahm, und zeigt in vier Minuten auf, was ihr alles an Groove, Soul, Schmiss und Tiefe fehlt. Er, B. B. King, schüttelte es aus dem Ärmel.

Jahrzehntelang waren für den Entertainer 300 Shows pro Jahr die Norm. Weniger wäre mehr gewesen. Weniger Personenkult, weniger Ankündigung, mehr Essenz. Doch King wurde gehätschelt, mit Grammys und Doktorwürden geehrt, zuletzt gar mit einem Duett mit dem Präsidenten: «Sweet Home Chicago» intonierten Barack Obama und er, den Gassenhauer schlechthin. Ausserdem hatte King es als einer, der 1925 auf einer Baumwollplantage in Mississippi tiefstem Süden zur Welt gekommen war, im Blut: arbeiten, arbeiten, arbeiten.

Früh Waise, hatte der junge King sich nach Memphis durchgeschlagen, wo er von Bukka White und Sonny Boy Williamson gefördert wurde. Am 14. Mai verstarb King in einem seiner Häuser. Nicht daheim in Memphis, sondern in der Glitzermetropole Las Vegas. Typisch, vielleicht. Doch im Gegensatz zu Elvis, dem King of Rock 'n' Roll, hiess der König des Blues wirklich so: King.

Immer diese Fragerei

In «Wie wir älter werden» erzählt Ruth Schweikert die Geschichte eines Mannes mit Doppelleben. Ein ebenso leiser wie eindringlicher Roman.

Am 13. Februar 1979 zwischen 3 und 4 Uhr nachts geht die 19-jährige Miriam aus dem Haus, setzt sich im Licht der Strassenlampe einen Schuss und wird am nächsten Morgen tot aufgefunden, von einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Sie wog 42 Kilogramm bei einer Grösse von 174 Zentimetern, hatte einen Intelligenzquotienten von 139 und wollte Astrophysik an der ETH studieren.

So viel erfahren wir über Miriam, und doch wissen wir am Ende eigentlich nichts über sie. Die junge Frau bleibt uns ein Rätsel. Ihren Angehörigen ergeht es nicht besser. Wie sollte es auch? Die ganze Familiengeschichte beruht auf Geheimnissen. Oder,

will man es moralisch ausdrücken: auf Lügen. Doch so zahlreiche ethisch aufgeladene Passagen Ruth Schweikert in ihren dritten Roman, «Wie wir älter werden», auch einflucht und in *littérature engagée* abdriftet, wenn es um Weltpolitik geht, so wenig bemüht sie den moralischen Zeigefinger, wenn es um ihre Figuren geht - und umso stärker wirkt deren Geschichte.

Den unheilvollen Angelpunkt des Romans bildet Jacques Brunold, Jahrgang 1927. Er und seine Jura-Kommilitonin Helena waren ein Paar, bis sie ihn ohne Begründung verliess und Emil heiratete, worauf Jacques eben Friederike heiratete. Doch Helena und Jacques können nicht voneinander lassen und führen 20 Jahre ein Doppelleben, bis es durch Zufall auffliegt. Beide Familien haben je drei Kinder - fünf von ihnen hat Jacques gezeugt. Es gibt sogar einige Mitwisser, aber alle schweigen, solange es geht, ganz besonders gegenüber den Kuckuckskindern. Sie haben es selbst nicht besser gelernt; auch sie erfuhren von ihren Eltern nicht immer die

Wahrheit, und wenn, dann viel zu spät. Und so sind auch alle immer zu spät mit ihren Gefühlen und Einsichten: mit dem Vergeben wie mit dem Lieben. Nur eine einzige von Jacques' Töchtern, Kathrin, fragt beharrlich nach, bis ihre Mutter der Vierjährigen droht, diese Fragen brächten sie noch ins Grab.

Ruth Schweikert rückt eine Figur nach der anderen ins Licht, über 50 zählt man auf 272 Seiten. Bei manchen Biografien fragt man sich zuerst, warum sie überhaupt hier vorkommen. Man kann natürlich einen Personenindex anlegen, um den Überblick zu behalten, doch sollte man sich nichts vormachen: Selbst aufgelistet und zugeordnet geben diese Namen und Daten und Zahlen, bei denen die Autorin bis in die Minutenanzeige auf dem Radiowecker geht, keine Antwort auf das Verhalten der Figuren. Die braucht es auch gar nicht. Keine Handlung will hier vorangetrieben, sondern das Leben als Patchwork von vielen Enden her erzählt werden. Wer Ruth Schweikerts beide ersten Romane kennt, «Augen zu» und «Ohio»,



Die Schweizer Schriftstellerin Ruth Schweikert, 49.

weiss um das Interesse der Autorin für zwischenmenschliche Verstrickungen. In «Wie wir älter werden» entwirft sie ein treffendes Bild dazu: Bei einer Beerdigung blickt jeder einen anderen an, «so dass sich während der ganzen Zeremonie ein dichter werdendes Netz von Blicken über die Anwesenden spannte [...], als nähmen sie nicht nur Abschied, sondern gleichzeitig auch aneinander Mass.»

Daraus mag sich eine Momentaufnahme ergeben, mehr aber nicht. Wie flüchtig diese sein kann, lernt die kleine Kathrin, als sie auf dem Schoss ihres Vaters sitzt und sie sich ein Bild des Sternenhimmels anschauen. «Es ist nicht möglich, die Gegenwart zu sehen», sagt Jacques zum Kind; «wohin du auch schaust, du siehst in die Vergangenheit [...], und was du auch hörst - es ist schon vorbei.» Von dieser wortwörtlichen Unfassbarkeit erzählt der Roman. *Regula Freuler*

Ruth Schweikert: *Wie wir älter werden*. S. Fischer, Frankfurt 2015. 272 S., Fr. 31.90.